

um die Todesstrafe gegen einen Mörder zu fordern. Finde ich Sie noch lebend, so ist heute Nacht die Conciergerie Ihre Wohnstätte."

Frau von Billefort stieß einen Seufzer aus, ihre Nerven wurden schlaff, sie wälzte sich gebrochen auf dem Boden.

Der Staatsanwalt schien eine Regung des Mitleids zu fühlen, er schaute sie minder streng an, verbeugte sich leicht vor ihr und sprach langsam:

"Gott befohlen, Madame, Gott befohlen!"

Dieser Abschied fiel wie das Messer des Todes auf Frau von Billefort.

Sie wurde ohnmächtig.

Der Staatsanwalt entfernte sich und schloß hinausgehend die Thüre doppelt.

Dreizehntes Kapitel.

Die Assisen.

Die Affaire Benedetto, wie man damals in Paris und in der Gesellschaft sagte, machte ein ungeheures Aufsehen. Ein täglicher Gast des Café de Paris, des Boulevard de Gand und des Bois de Boulogne, hatte der falsche Cavalcanti während seines Aufenthalts in Paris und während der paar Monate, die sein Glanz gedauert, eine Menge von Bekanntschaften gemacht. Die Zeitungen erzählten von den verschiedenen Stellungen des Angeklagten in seinem eleganten Leben und in seinem Leben im Bagno; hieraus erfolgte die größte

Neugierde besonders bei denjenigen, welche den Prinzen Cavalcanti persönlich gekannt hatten; diese beschloßen auch, Alles daran zu setzen, um auf der Bank der Angeklagten Herrn Benedetto, den Mörder seines Kettenkameraden, zu sehen.

Für Viele war Benedetto, wenn nicht ein Opfer, doch wenigstens ein Irrthum der Justiz; man hatte Herrn Cavalcanti Vater in Paris gesehen, und man erwartete, er würde abermals erscheinen, um seinen erhabenen Sprößling zu reclamiren. Manche Personen, welche nie etwas von der berühmten Polonaise gehört, mit der er bei dem Grafen von Monte Christo angekommen war, hatten sich betroffen gefühlt von der würdigen Miene, von dem edelmännischen Wesen und der Weltkenntniß des alten Patriciers, welcher allerdings als ein vollkommener vornehmer Herr erschien, so oft er nichts sprach und nicht Arithmetik trieb.

Was den Angeklagten selbst betrifft, so erinnerten sich viele Leute, ihn so liebenswürdig, so schön, so verschwenderrisch gesehen zu haben, daß sie eher an die Machination von Seiten irgend eines Feindes glauben wollten, wie man solche in dieser Welt trifft, wo die großen Vermögen die Mittel, das Gute oder das Böse zu thun, zu der Höhe des Wunderbaren und zu der Macht des Unerhörten erheben.

Alle Welt lief also zu der Sitzung des Assisenhofes, die Cinen, um das Schauspiel zu genießen, die Andern, um es mit ihren Erläuterungen und Bemerkungen zu begleiten. Von Morgens um sieben Uhr machte man Queue am Gitter, und eine Stunde vor Eröffnung der Sitzung war der Saal bereits voll von Bevorzugten.

Vor dem Eintritt des Gerichtshofes und häufig noch nach demselben gleicht der Audienzsaal, an Tagen von großen Prozessen, ungemein einem Salon, wo sich viele Leute erkennen, anreden, besuchen, wenn sie einander nahe genug sind, um ihre Plätze nicht zu verlieren, sich Zeichen machen, wenn sie durch eine zu

große Menge von Volk, Advokaten und Gendarmen getrennt sind.

Es war einer von den herrlichen Herbsttagen, die uns zuweilen für einen fehlenden oder für einen verkürzten Sommer entschädigen; die Wolken, welche Herr von Billefort am Morgen die aufgehende Sonne hatte mit Streifen überziehen sehen, waren wie durch einen Zauber verschwunden und ließen in seiner ganzen Reinheit einen von den letzten, von den schönsten Septembertagen erglänzen.

Beauchamp, der zu den Königen der Presse gehörte, und folglich seinen Thron überall hatte, lognirte rechts und links. Er erblickte Chateau-Renaud und Debray, welche sich die Gunst eines Stadtsergenten erworben und diesen bestimmt hatten, sich hinter sie zu stellen, statt sie zu maskiren, wie es sein Recht war. Der würdige Agent hatte den Secretär des Ministers und den Millionär gerochen; er benahm sich voll Rücksicht gegen seine edlen Nachbarn und erlaubte ihnen, mit dem Versprechen, ihre Plätze aufzubewahren, Beauchamp einen Besuch zu machen.

„Nun! wir werden also unsern Freund sehen!“ sagte Beauchamp.

„Ei! mein Gott, ja!“ erwiederte Debray, „dieser würdige Prinz! Der Teufel sei mit den italienischen Prinzen!“

„Ein Mensch, der Dante zum Genealogen hatte und zu der *Divina Comedia* hinaufstieg!“

„Adel des Strickes,“ bemerkte phlegmatisch Chateau-Renaud.

„Nicht wahr, er wird verurtheilt werden?“ fragte Debray Beauchamp.

„Ei! mein Lieber,“ erwiederte der Journalist, „mir scheint, das muß man Sie fragen: Sie wissen besser, als wir, wie es im Bureau aussieht; haben Sie den Präsidenten bei der letzten Soirée Ihres Ministers gesprochen?“

„Ja.“

„Was hat er Ihnen gesagt?“

„Etwas, was Sie in Erstaunen setzen wird.“

„Ah! sprechen Sie geschwinde, ich habe schon lange nichts dergleichen mehr gehört.“

„Wohl! er hat gesagt, Benedetto, den man für einen Phönix der Feinheit, für einen Niesen der Schlaueheit halte, sei nur ein ungeordneter, einfältiger Schuft, und ganz unwürdig der Versuche, die man nach seinem Tode an seinen phrenologischen Organen machen werde.“

„Bah!“ rief Beauchamp, „er spielte den Prinzen gar nicht übel.“

„Für Sie, Beauchamp, der Sie diese unglücklichen Prinzen hassen, und entzückt sind, wenn Sie schlechte Manieren bei Ihnen finden, aber nicht für mich, der ich aus Instinkt den Edelmann rieche und einer aristokratischen Familie als wahrer Wappenspürhund ihren Standpunkt anweise.“

„Sie haben also nie an seinen Fürstenstand geglaubt?“

„Nie.“

„Ich versichere Sie jedoch, daß er für jeden Andern, als für Sie, seine Geltung haben konnte,“ bemerkte Debray. „Ich habe ihn bei den Ministern getroffen.“

„Ah! ja,“ erwiderte Chateau-Renaud, „Ihre Minister verstehen sich auf die Prinzen.“

„Es liegt etwas Gutes in dem, was Sie so eben gesagt haben, Chateau-Renaud,“ versetzte Beauchamp in ein Gelächter ausbrechend; „die Phrase ist kurz, aber angenehm. Ich bitte Sie um Erlaubniß, in meinem Berichte davon Gebrauch machen zu dürfen.“

„Immerhin, mein lieber Beauchamp, immerhin; ich gebe Ihnen meine Phrase für das, was sie werth ist.“

„Doch wenn ich mit dem Präsidenten gesprochen,“ sagte Debray zu Beauchamp, „so müssen Sie mit dem Staatsanwalt gesprochen haben?“

„Unmöglich; seit acht Tagen verbirgt sich Herr von Billefort, und das ist ganz natürlich: diese Reihenfolge von häuslichen Unglücksfällen, denen der nicht minder seltsame Tod seiner Tochter die Krone aufsetzte . . .“

„Der seltsame Tod! was sagen Sie da, Beauchamp?“

„Ah! ja, spielen Sie den Unwissenden, unter dem Vorwande, dies Alles ereigne sich bei dem Adel der Robe,“ sagte Beauchamp, indem er sein Glas an sein Auge drückte und allein zu halten nöthigte.

„Mein lieber Herr,“ rief Chateau-Renaud, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie in Beziehung auf den Lognon nicht die Stärke von Debray besitzen. Debray, geben Sie Herrn Beauchamp eine Lection.“

„Halt,“ sagte Beauchamp, „ich täusche mich nicht.“

„Was denn?“

„Sie ist es.“

„Wer sie?“

„Man sagte, sie sei abgereist.“

„Fräulein Eugenie?“ fragte Chateau-Renaud, „sollte sie zurückgekommen sein?“

„Nein, ihre Mutter.“

„Madame Danglars?“

„Unmöglich,“ rief Chateau-Renaud; „zehn Tage nach der Flucht ihrer Tochter, drei Tage nach dem Bankerott ihres Mannes!“

„Debray erröthete leicht und folgte der Richtung des Blickes von Beauchamp.“

„Gehen Sie doch!“ sagte er, „es ist eine verschleierte Frau, eine unbekante Dame, vielleicht die Mutter des Fürsten Cavalcanti; aber mir scheint, Sie wollten uns sehr interessante Dinge mittheilen, Beauchamp?“

„Ich?“

„Ja. Sie sprachen von dem seltsamen Tod von Valentine.“

„Ah! ja, das ist wahr; doch warum ist Frau von Billefort nicht hier?“

„Die liebe arme Frau!“ versetzte Debray; „sie ist ohne Zweifel damit beschäftigt, Melissenwasser für die Hospitäler zu destilliren und kosmetische Mittel für sich und ihre Freundinnen zu bereiten. Sie wissen, daß sie für diese Unterhaltung jährlich, wie man sagt, zwei bis dreitausend Thaler ausgibt. Sie haben in der That Recht, warum ist Frau von Billefort nicht hier? Ich hätte sie mit großem Vergnügen gesehen, denn ich liebe diese Frau ungemein.“

„Und ich,“ sprach Chateau-Renaud, „ich hasse sie.“

„Warum?“

„Ich weiß es nicht. Warum liebt man? warum haßt man? Ich hasse Sie aus Antipathie.“

„Oder abermals aus Instinkt.“

„Möglich . . . Doch kommen wir auf Ihre Rede zurück, Beauchamp.“

„Wohl!“ versetzte Beauchamp, „sind Sie nicht neugierig, zu erfahren, warum man so plötzlich in dem Hause von Billefort stirbt?“

„Meiner Treue!“ sagte Debray, „ich verliere dieses seit drei Monaten mit Trauer behängte Haus nicht aus dem Auge, und noch vorgestern bei Veranlassung des Todes von Valentine, sprach Madame *** mit mir darüber.“

„Wer ist Madame ***?“ fragte Chateau-Renaud.

„Bei Gott! die Frau des Ministers.“

„Ah! verzeihen Sie, ich besuche die Minister nicht, ich überlasse dies den Prinzen.“

„Sie waren nur schön, Sie werden strahlend, Baron, haben Sie Mitleid mit uns, oder Sie werden uns, wie ein zweiter Jupiter, versengen.“

„Ich werde nichts mehr sagen,“ erwiderte Chateau-Renaud, „doch haben Sie Mitleid mit mir und verschonen Sie mich mit Gegenbemerkungen.“

„Lassen Sie uns zum Ziele unseres Gespräches kom-

men, Beauchamp; ich sagte Ihnen, Madame *** habe mich vorgestern um Auskunft über diese Sache gebeten, belehren Sie mich, und ich werde sie belehren."

"Ei! meine Herren, wenn man in dem Hause Villefort so plötzlich stirbt, so geschieht es, weil ein Mörder dort ist."

"Die zwei jungen Leute bebten, denn es war ihnen mehr als einmal derselbe Gedanke gekommen.

"Und wer ist dieser Mörder?" fragten sie gleichzeitig."

"Der junge Eduard."

Ein schallendes Gelächter der zwei Zuhörer brachte den Redner durchaus nicht aus der Fassung, und er fuhr fort:

"Ja, meine Herren, der junge Eduard, ein Kind, das man als ein Phänomen zu betrachten hat, denn es bringt bereits Alles um."

"Das ist ein Scherz."

"Keines Wegs; ich habe gestern einen Bedienten angenommen, der bei Villefort ausgetreten ist: hören Sie, was ich Ihnen sage."

"Wir hören."

"Morgen schicke ich ihn wieder fort, denn er ist ungeheuer, um sich von dem Fasten zu erholen, das er sich dort aus Schrecken auferlegt hatte. Nun, es scheint, dieses Kind hat sich eines Fläschchens mit einer Drogue bemächtigt und bedient sich dieser Drogue von Zeit zu Zeit gegen diejenigen, welche ihm nicht gefallen. Zuerst mißfielen ihm der gute Papa und die gute Mama Saint-Méran, und er stößte ihnen drei Tropfen von seinem Elixir ein: drei Tropfen genügen; dann war es der brave Barrois, ein alter Diener des guten Papa Noir-tier, der bisweilen den lebenswürdigen Jungen hart anließ: der lebenswürdige Junge gab ihm drei Tropfen von seinem Elixir; dann kam die Reihe an Valentine, diese ließ ihn zwar nicht hart an, aber er war

eifersüchtig auf sie: er stößte ihr drei Tropfen ein, und für sie, wie für die Andern, war Alles vorbei."

"Aber was Teufels erzählen Sie uns denn da?" sagte Chateau-Renaud.

"Ja, nicht wahr, ein Märchen aus der andern Welt!" entgegnete Beauchamp.

"Das ist abgeschmackt," sagte Debray.

"Ah! Sie suchen bereits verzögernde Mittel!" entgegnete Beauchamp. "Fragen Sie meinen Bedienten oder vielmehr denjenigen, welcher morgen nicht mehr mein Bedienter sein wird: es herrschte dieses Gerücht im ganzen Hause."

"Doch das Elixir, wo ist es? was ist es?"

"Verdammt! das Kind verbirgt es."

"Wo hat es dasselbe genommen?"

"In dem Laboratorium seiner Frau Mutter."

"Seine Mutter hat also Gift in ihrem Laboratorium?"

"Weiß ich es? Sie stellen da Fragen an mich, wie ein Staatsanwalt. Ich wiederhole nur, was man mir gesagt hat; ich nenne Ihnen meine Quelle, mehr kann ich nicht thun. Der arme Teufel von einem Bedienten ist vor Angst nicht mehr."

"Das ist unglaublich?"

"Nein, mein Lieber, das ist durchaus nicht unglaublich: Sie haben gesehen, wie sich im vorigen Jahre jenes Kind der Rue Richelieu damit belustigte, daß es seine Brüder und Schwestern umbrachte, indem es ihnen, während sie schliefen eine Nadel in das Ohr steckte. Die auf uns folgende Generation ist sehr frühreif, mein Lieber!"

"Mein Freund," sprach Chateau-Renaud, "ich wette, Sie glauben nicht ein Wort von dem, was Sie uns da erzählen? . . . Doch ich sehe den Grafen von Monte Christo nicht; warum ist er nicht hier?"

"Er ist solcher Scenen überdrüssig," sagte Debray; "auch wird er nicht vor der Welt erscheinen wollen,

nachdem er sich von allen diesen Cavalcanti hat bethören lassen; sie kamen, wie es scheint, mit falschen Beglaubigungsschreiben zu ihm, und er hat nur für fünfhunderttausend Franken Hypotheken auf das Fürstenthum."

"Si! Herr von Chateau-Renaud, wie geht es Morrel?" fragte Beauchamp.

"Meiner Treue, ich bin bereits dreimal bei ihm gewesen, und es war kein Morrel zu finden. Seine Schwester kam mir indessen nicht dadurch beunruhigt vor, und sie sagte mir mit einem sehr heiteren Gesichte, sie hätte ihn seit ein paar Tagen auch nicht gesehen, doch sie wäre überzeugt, er befände sich wohl."

"Ah! es fällt mir ein, der Graf von Monte Christo kann nicht in den Saal kommen!" sprach Beauchamp.

"Warum dies?"

"Weil er bei diesem Drama handelnde Person ist."

"Hat er auch Jemand ermordet?" fragte Debray.

"Nein, man wollte im Gegentheil ihn ermorden. Sie wissen, daß der gute Herr von Cadrouffe, als er von dem Hause des Grafen wegging, von seinem Freunde Benedetto ermordet worden ist. Sie wissen, daß man bei Monte Christo die berüchtigte Weste gefunden hat, in der der Brief war, durch welchen die Unterzeichnung des Vertrages gestört wurde. Sehen Sie die berüchtigte Weste? sie liegt dort ganz blutig als Beweisstück auf dem Bureau."

"Ah! sehr gut!"

"Stille, meine Herren, der Gerichtshof erscheint; gehen wir an unsere Plätze."

Man vernahm in der That ein gewaltiges Geräusch im Gerichtssaale; der Stadtsergent machte seine zwei Schützlinge durch ein kräftiges He! aufmerksam, und der Huissier rief auf der Schwelle des Berathungssaales erscheinend, mit jener quiekenden Stimme, welche den Huissiers schon zur Zeit von Beaumarchais eigenthümlich war:

"Meine Herren, der Gerichtshof!"